

Buch

Als Dr. John Taylor tot in einem Hotelzimmer in seiner Heimatstadt aufgefunden wird, entdeckt die Polizei genügend Beweise dafür, dass irgendetwas nicht stimmt. Detective Samantha Adams hat normalerweise eher mit den kleineren Kavaliersdelikten des überschaubaren Städtchens Palo Alto zu tun, jetzt ist sie allerdings mit einem schwerwiegenden und verwickelten Mordfall konfrontiert. Dr. Taylor war ein bekannter plastischer Chirurg, ein geschätzter Familienvater und ein aktives Mitglied der Gemeinde und wurde dafür geliebt und bewundert. Aber was keiner ahnte: Hinter dieser Fassade führte er ein geheimes Leben, tatsächlich sogar mehrere davon. Dr. Taylor war nämlich mit drei Frauen gleichzeitig verheiratet, in drei verschiedenen Städten. Keine von ihnen wusste von der anderen. Und als diese drei Frauen dann auf der Beerdigung aufeinandertreffen, verdächtigt jede die andere, etwas mit dem Mord zu tun zu haben. Auch Detective Adams versucht sich im Netz der Lügen und Eheprobleme zurechtzufinden. Welche der drei Frauen kannte ihren Mann wirklich, oder steckt noch etwas ganz anderes dahinter?

Weitere Informationen zu Alice LaPlante
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Alice LaPlante

Das tödliche
Versprechen

Roman

Deutsch von
Charlotte Breuer
und Norbert Möllemann

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »Circle of Wives«
bei Atlantic Monthly Press, einem Imprint
von Grove/Atlantic Inc., New York.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juli 2015

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Alice LaPlante

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München; Masterfile/Daryl Benson

NG · Herstellung: Str.

eISBN: 978-3-641-15354-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für David, mit Liebe

Des Weibes Liebe – wer hat's nicht erfahren?
Ist wohl ein süßes, doch ein schrecklich Ding.

Don Juan, Lord Byron

Kapitel 1

Samantha

Wenn ich irgendetwas nicht bin, dann beherzt. Gut, das ist negativ ausgedrückt, aber es kommt tatsächlich kaum vor, dass ich spontan eine Entscheidung treffe. Man kennt das ja, wie Eichhörnchen am Straßenrand mit dem Tod flirten, bis das eine oder andere den Kopf verliert und mitten in den Verkehr und in seinen Untergang rennt. Wegen dieser verdammten Eichhörnchen musste ich als junge Studentin das Fahrradfahren aufgeben. Gelang es mir, wenn wieder mal eins auf meine Reifen zuflitzte, mich nicht beirren zu lassen und einfach weiterzufahren, schafften sie es meistens, rechtzeitig umzukehren und sich in Sicherheit zu bringen. Aber wenn sie in Panik gerieten, geriet ich ebenfalls in Panik, was allzu viele Zusammenstöße und allzu viele Unfallopfer zur Folge hatte. Von da an ging ich während des restlichen Studiums zu Fuß. Also: Beherzt bin ich nicht.

Peter und ich sind gerade im Cook's Seafood. Wie immer wurden wir herzlich begrüßt. Ich liebe diesen Laden, weil die Männer hinterm Tresen – lauter Männer zwischen zwanzig und siebzig – stets den Eindruck machen, als seien sie nirgendwo lieber als hier. Fischhändler eben. Fischhändler

in ihrem Element. Es gefällt mir, wie aufmerksam sie Kunden zuhören, die ihnen erklären, was sie fürs Abendessen geplant haben, wie sie sich Zeit lassen, um zu überlegen, wie viele Krabben man für vier Personen oder wie viel Gramm Gelbflossenthunfisch man für sechs Personen braucht. Nein, die Makrelen kann man heute leider nicht empfehlen, die sind ein bisschen schwammig. Nachdem sie die rohen Fischfilets oder die Muscheln gewogen haben, wickeln sie sie so sorgfältig in knisterndes weißes Papier wie ein kostbares Geschenk. Das Bezahlen geschieht ganz beiläufig. Worauf es hier ankommt, ist das Zwischenmenschliche. Wenn ich mich einsam fühlte und Trost und Zuspruch bräuchte, würde ich hierherkommen.

Der Laden ist rappelvoll, aber wir warten geduldig. Die wissen, was wir wollen, und schon bald zwinkert uns Eddie grinsend zu, in der erhobenen Hand einen wunderschönen Delta Smelt, *Hypomesus transpacificus*, nach dem Peter schon seit geraumer Zeit sucht. Dass ich einen mickrigen Fisch als wunderschön bezeichne, zeigt, wie weit es mit mir gekommen ist, seit ich mit Peter zusammenlebe. Wie immer klimpert Peter mit dem Kleingeld in seiner Hosentasche, und wie immer winkt Eddie ab. Peter ist Wissenschaftler. Anthropologe. Das heißt, genau genommen ist er auf dem Weg, einer zu werden. Für seine Doktorarbeit recherchiert er die Ernährungsgewohnheiten der Ureinwohner der Bucht von San Francisco. Den ganzen letzten Sommer hat er auf dem Emeryville Shellmound verbracht und ist knietief in dem giftigen Sumpf herumgewatet. Den winzigen Smelt, den er gerade überreicht bekommen hat, wird er zu Hause dörren und das Skelett sorgfältig präparieren, um es dann zu zeich-

nen. Ich bin total begeistert von den akkuraten Zeichnungen, die er von diesen Gerippen anfertigt, und blättere oft in seiner Kladder, um sie mir anzusehen. Zum Geburtstag habe ich mir gewünscht, dass er zwei von meinen Lieblingszeichnungen kopieren und rahmen lässt. Erst dachte er, ich wollte ihn aufziehen. Aber das wollte ich ganz und gar nicht. Die filigranen Darstellungen dieser zerbrechlichen Strukturen faszinieren mich tatsächlich. Diese Skelette sind Teil von Gottes Schöpfung.

Ich beschreibe kurz unsere Situation: Wir sind seit fast zehn Jahren zusammen. Kennengelernt haben wir uns in einem Rhetorikseminar für Erstsemester, wo ich ihm den Unterschied zwischen *das* und *dass* und zwischen *der* und *welcher* erklärte. Wir waren von Anfang an unzertrennlich, obwohl ich mich weigerte, mich als seine *feste Freundin* zu bezeichnen. Mit diesen Worten würde ich mich niemals selbst beschreiben. Heute, zehn Jahre später, ist Peter immer noch Student, und ich zaudere immer noch. Ich habe mich nach einem Bachelor-Abschluss in Geschichte in ein abgebrochenes Semester Jura gezaudert, dann in einen Master-Studiengang in Pädagogik, um anschließend fast ein Jahr lang im nahe gelegenen Portola Valley, laut neuester Analyse des *Time*-Magazins die reichste Stadt Amerikas, als Lehrerin für Sozialkunde in der achten Klasse zu arbeiten.

Und noch etwas, das Sie über mich wissen sollten: Ich neige nicht nur zum Zaudern, sondern auch zum Kneifen. Ich schäme mich nicht dafür. Meiner Erfahrung nach braucht es oft mehr Mut, etwas aufzugeben, was man verabscheut, als nach dem Motto »Augen zu und durch« einfach den falschen Weg weiterzugehen. Meistens erspart man sich selbst

und anderen eine Menge Verdruss, indem man seinen Irrtum einsieht und sich anderen Dingen zuwendet. Aber diese Kinder – verwöhnte Sprösslinge von Risikokapitalgebern und Softwaremagnaten – mitten im Schuljahr im Stich zu lassen, war nicht in Ordnung. Es war schlichtweg falsch. Aber ich konnte einfach nicht anders. Ehrlich. Wenn ich noch eine Minute länger in diesem hübsch eingerichteten Klassenzimmer mit Blick auf die hügeligen Anwesen der reichsten Einwohner von San Francisco hätte verbringen müssen, hätte ich mir die Kugel gegeben. Peter, vernünftig wie immer, fragte mich, ob ich mich als Lehrerin an einer Schule im Stadtzentrum ... nützlicher fühlen würde. Aber ich fühlte mich nicht *nutzlos*, das war es nicht. Ich weiß selbst nicht genau, was es war, ich weiß nur, dass ich an der Schule keine Luft mehr bekam, so ähnlich wie damals, als ich, Sam Adams, mein Studium abgebrochen hatte. Keine Bierwitze jetzt, ich kenne sie alle, aber sonst habe ich mit der Bostoner Biermarke nichts am Hut.

In meine derzeitige Situation bin ich genauso reingestolpert, wie ich in alles reinstolpere. Vor sechs Jahren wohnten Peter und ich in der Curtner Avenue in einer schäbigen Zweizimmerwohnung. Ich hatte gerade meinen Job an der Schule hingeschmissen. Peter arbeitete an seiner Master-Arbeit. In Palo Alto gibt es nicht viele gefährliche Straßen, aber die Curtner Avenue ist eine davon. Wenn man bei California Sexual Predator eine Suche startet, erscheinen rund um die Straße lauter kleine rote Punkte – es ist so ziemlich die einzige Gegend in der Stadt, wo ein Sexualtäter nicht spätestens fünf Minuten, nachdem er eingezogen ist, wieder rausgeworfen würde. Eins muss man der Curtner Avenue allerdings zu-

gutehalten: Die Leute dort waren tolerant. Jedenfalls hatte ich nach sechsjähriger Unterbrechung wieder angefangen, Fahrrad zu fahren – ich war darauf angewiesen, da mein Auto den Geist aufgegeben hatte und ich kein Geld für die Reparatur hatte –, und war entsprechend stinksauer, als jemand die schwere Kette durchsägte, die ich mir extra zugelegt hatte, und mit meinem Drahtesel das Weite suchte. Ich liebte das gute Stück, es war das Vehikel meiner Befreiung, ein Gegengift für meinen Ausrutscher als Lehrerin privilegierter Kinder.

Wutentbrannt stieg ich in den Bus in die Innenstadt und ging zur Polizei. Ein gelangweilter Polizist reichte mir ein Formblatt, und ich füllte es aus, obwohl mein Fahrrad wahrscheinlich nicht mal zweihundert Dollar wert war und sich niemand für das ausgefüllte Blatt Papier interessieren würde. Dann entdeckte ich den Anschlag am Schwarzen Brett. Die Polizei stellte ein. Einzige Voraussetzungen für eine Bewerbung waren ein College-Abschluss und ein sauberes Führungszeugnis.

Es stellte sich heraus, dass sie hauptsächlich Leute brauchten, die auf dem Campus der Stanford Uni patrouillierten und dafür sorgten, dass die Studenten nichts allzu Gefährliches anstellten. In Vorstellungsgesprächen komme ich in der Regel gut an, der Teil war also einfach. Anschließend musste ich mich einem Eignungstest unterziehen, den ich mit Bravour bestand. Anscheinend sehnte ich mich schon mein Leben lang danach, für Recht und Ordnung zu sorgen – nicht im Gerichtssaal, sondern auf der Straße. Das passte. Ich bin schon immer ein bisschen pedantisch gewesen, wenn es um die Einhaltung von Regeln geht.

Ich weiß genauso gut wie jeder andere, zu welchen Dummheiten brave Jugendliche sich hinreißen lassen können, und habe für die Altersgruppe der unteren Semester eine Menge Verständnis. Ich war also auf dem Campus ziemlich beliebt und galt bei allen Parteien als vertrauenswürdig. Überraschenderweise machte der Job mir Spaß. Mir gefiel die Kameradschaft auf dem Polizeirevier. Ich hatte keine Angst vor betrunkenen Erstsemestern, selbst wenn sie größer und kräftiger waren als ich. Es machte mir nichts aus, wenn sie mich anschrien oder sich bei mir ausweinten. Probleme hatte ich höchstens mit suizidgefährdeten jungen Leuten und mit Gewalt – auf dem Campus kam es durchschnittlich pro Quartal zu ein oder zwei Vergewaltigungen. Doch ich behielt einen kühlen Kopf und besaß genug Autorität, um auch mit solch schwierigen Fällen umzugehen, und eh ich mich versah, war ich schon ein ganzes Jahr dabei. Vier weitere Jahre vergingen wie im Flug. Dann, als mich gerade das Gefühl beschlich, mich auf eingefahrenen Gleisen zu bewegen, wurde eine Stelle als Detective frei. Das bedeutete ein besseres Gehalt, was mir sehr entgegenkam. Vor allem würde ich anstatt der kratzigen Uniform mal wieder bequeme Kleider tragen und noch dazu meinen Verstand zum Einsatz bringen können. Ich hatte das Gefühl zu stagnieren, vor lauter Langeweile wie ein alter Käse zu stinken. Also erneut Vorstellungsgespräche. Wieder Eignungstests. Stumpfsinniges Training. Und ich wurde befördert. Detective Samantha Adams. Aber alle nennen mich Sam.

Es ist kurz vor eins an einem sonnigen Tag im Mai. Wir sind vom Einkaufen nach Hause gekommen – ein winziges Mietshaus in Palo Alto – und haben die Schuhe abgestreift.

Peter will gerade sein weltberühmtes vegetarisches Chili zubereiten, als ich einen Anruf bekomme.

Ich ziehe mir die Schuhe wieder an.

»Was ist?« Peter kommt aus der Küche. Er sieht traurig aus. Unsere Terminplanung harmoniert nicht immer, aber die Samstage sind uns eigentlich heilig.

»Ein Todesfall drüben im Westin«, sage ich. Ich stehe immer noch irgendwie unter Schock.

Peter stöhnt. »Kann das nicht warten?«

»Nein. Das ist was Ernstes. Ich treffe mich an Ort und Stelle mit Jake und den Kriminaltechnikern.« Jake ist der Gerichtsmediziner des Santa Clara County. »Mollie sagt, es sieht verdächtig aus.«

»Und?«, fragt Peter.

»Das könnte ein echter *Mord* sein. In Palo Alto.«

Ich hätte mir keine verschlafenere Stadt aussuchen können, um Räuber und Gendarm zu spielen. Palo Alto ist eine gehobene Universitätsstadt fünfzig Kilometer südlich von San Francisco. Peter macht sich gern über mich lustig, indem er mir beim Frühstück die Polizeiberichte in der *Daily News* vorliest. In East Palo Alto und Redwood City werden hin und wieder auch Drogen sichergestellt, und es gibt sogar die eine oder andere Schießerei, aber unsere Arbeit erschöpft sich hauptsächlich darin, Anzeigen wegen ruhestörenden Hundegebells aufzunehmen – in Palo Alto verstößt ein Hund bereits gegen das Gesetz, wenn er länger als zehn Minuten bellt – oder betrunkene Obdachlose einzusammeln, die von uns eine Mahlzeit und einen Platz in der Ausnüchterungszelle bekommen, bis wir sie am nächsten Morgen wieder auf freien Fuß setzen.

Ich biege mit meinem neuen Toyota – kürzlich gekauft von meiner Gehaltserhöhung – vom El Camino in die geschwungene Auffahrt des Hotels Westin ein und parke in einem Halteverbotsbereich. Ein Pförtner bedeutet mir, ich soll verschwinden, doch als ich ihm meine Marke zeige, hält er mir zuvorkommend die Tür auf. Die Ehrerbietung, die mir als Vertreterin des Gesetzes entgegengebracht wird, ist immer noch ungewohnt. Natürlich erlebe ich auch gegenteilige Reaktionen: Respektlosigkeit und Verachtung, vor allem, weil ich so zierlich gebaut bin und für meine achtundzwanzig Jahre sehr jugendlich wirke. Als ich noch Uniform trug, glaubten mir die Leute wenigstens, dass ich Polizistin bin. Aber sobald ich in Zivil auftrete, zweifeln viele auch dann noch an meinen Befugnissen, wenn ich meine Marke zeige. Ich habe es sowohl von Frauen als auch von Männern erlebt, dass sie mir den Kopf tätscheln, wenn ich gerade jemanden vernehmen will oder eine Verwarnung ausspreche. Ziemlich demütigend.

Das Westin hat vor knapp einem Jahr eröffnet, und obwohl es gleich neben dem Campus gelegen ist, habe ich es noch nie betreten. Die würden kaum einen Grund haben, die Polizei zu rufen, bei all den gutbetuchten Leuten aus Silicon Valley, die dort absteigen. Als ich eintreffe, wimmelt es in der Eingangshalle von Hotelgästen mit Kaffeebechern von Starbucks in der Hand und Heftern unterm Arm, auf denen in leuchtend roter Blockschrift EQUIS RESEARCH steht. Ein Werbeplakat verkündet: HIGHTECH INVESTMENT: Ein neues Paradigma für Risikobewertung. Nur wieder eine zusätzliche Möglichkeit für die Betuchten, sich zu bereichern.

Ich sehe mich vergeblich nach einem Treppenhaus um und

fahre widerstrebend mit dem Aufzug in den ersten Stock. Im Flur Hinweisschilder, denen ich entnehme, dass Zimmer 224 zu meiner Rechten liegt. Hochfloriger Teppichboden. Elegante, vergoldete Tischchen mit prächtigen, unglaublich frischen Blumensträußen – so unglaublich frisch, dass ich heimlich eine rote Blüte abzwacke und mir unter die Nase halte. Echt. Der süße, schwere Duft verursacht mir beinahe Übelkeit. Ich biege um die Ecke. Vor Zimmer 224 hat sich eine kleine Menschenmenge versammelt. Zwei Polizisten, die die Tür bewachen, lassen mich eintreten. Jake, ein schwächlicher Mann von Mitte vierzig mit Halbglatze, kniet auf dem Boden neben der Leiche eines massigen Mannes in Jeans, blauem T-Shirt und ziemlich neu aussehenden Turnschuhen. Der Tote liegt auf der Seite. Eine dunkelrote Prellung verunstaltet seine Stirn, und sein T-Shirt ist blutbefleckt. Eine Frau mit einer großen Kamera und einer Dienstmarke um den Hals bewegt sich hinter Jake und fotografiert die Umgebung der Leiche. Zwei Männer, ebenfalls mit Dienstmarken, verstauen sorgfältig verschiedene Beutel mit Beweismitteln. Ich nehme an, dass die beiden ebenso wie Jake vom Polizeirevier Santa Clara County sind. Die haben dort ein kriminaltechnisches Labor. Auf unserem Revier haben wir noch nicht einmal einen Fotografen. An Tatorten oder Unfallorten fotografieren wir mit unseren Handys.

Einer der Polizisten an der Tür ist Mollie, die Neue – die Kollegin, die mich gerufen hat. Der andere ist ihr Partner Henry, ein erfahrener Polizist. Mollie wirkt ein bisschen mitgenommen, verwehrt jedoch beherzt einem Mann, offenbar der Hotelmanager – er trägt einen Anzug mit Namensschild –, und zwei Frauen, ebenfalls mit Namensschildern

am Revers, den Zutritt zum Zimmer. Die drei recken die Hälse, um einen Blick auf Jake und die Leiche zu erhaschen. Etwas abseits steht eine Latina in der Arbeitskleidung eines Zimmermädchens. Ich schiebe mich an den Leuten vorbei.

»Vermutlich hat er sich den Kopf an der Ecke der Kommode gestoßen, als er gestürzt ist«, sagt Jake und wirft mir ein Paar Gummihandschuhe zu. Wir haben bisher erst einmal an einem Fall zusammengearbeitet. Das war vor einem Monat. Ein Obdachloser war auf der University Avenue vor ein Auto gelaufen, der erste und einzige Todesfall, mit dem ich zu tun hatte, seit ich zum Detective befördert wurde. Der Fall war schnell abgeschlossen.

»Was hat denn dazu geführt, dass er gestürzt ist?«

»Tja, das ist die Frage«, erwidert Jake. »Ich tippe auf Herzinfarkt. Der Typ sieht nicht so aus, als wäre er Stammgast in einem Fitnessstudio gewesen. Todesursache könnte aber auch der Aufprall hier auf der Kommode gewesen sein. Er hat stark geblutet, was andererseits auch wieder typisch ist für Kopfverletzungen.«

»Papiere?«

Henry reicht mir eine Brieftasche. Selbst ich kann erkennen, dass es sich um edles Leder handelt; diese butterweiche Patina wird meine kunstlederne Handtasche niemals haben. Ich ziehe verschiedene Karten aus der Brieftasche. »John Taylor«, lese ich von einer Visa-Karte ab. Dann finde ich einen Führerschein, der auf denselben Namen ausgestellt ist. Auf dem typischen Passfoto wirkt dieser John Taylor müde und älter als zweiundsechzig. Ein rötliches, fülliges Gesicht. Aber volles Haar für sein Alter. Ich finde einen Ausweis vom Medical Center der Uni Stanford.

»Der Typ ist Arzt«, sage ich. »John Taylor, Stanford Hospitals and Clinics. Ein richtig hohes Tier. Sieh mal einer an.«

»Wie kommen Sie darauf, dass er Arzt war? In der Klinik arbeiten viele Leute. Er könnte genauso gut Krankenpfleger sein, MTA, Sanitäter ...«

»Okay, aber wer von denen kann sich wohl ein Zimmer im Westin leisten? Außerdem steht es in seinem Ausweis: *Dr. John Taylor.*«

Jake runzelt die Stirn.

»Was ist?«, frage ich. Bisher habe ich es tunlichst vermieden, mir die Leiche genauer anzusehen. Nicht dass ich kein Blut sehen könnte, aber mir sind noch nicht viele Tote untergekommen.

»Ich habe noch mehr Anzeichen für Gewalteinwirkung gefunden. Wenn der Typ sich dieser Tage nicht in einer Bar geprügelt hat, muss er uns einiges erklären. Sehen Sie mal.«

Jake zeigt mir ein hässliches Hämatom am rechten Oberarm.

»Sieht aus, als hätte ihn einer im Schwitzkasten gehabt.«

»Und hier.« Ein weiteres Hämatom am unteren Hals. »Sehen Sie, wie die Finger sich abzeichnen?«

In dem Moment macht der Manager einen erneuten Versuch, ins Zimmer zu gelangen, wird aber von Mollie aufgehalten.

»Officer«, sagt er zu mir.

»Detective«, korrigiere ich ihn.

»Detective, dieser Mann hat sich unter einem anderen Namen angemeldet. Als Jonathan Tinley.«

Eine seiner beiden Begleiterinnen meldet sich zu Wort. »Ich habe seine Anmeldung aufgenommen. Er hat bar be-

zahlt. Deswegen habe ich ihn nicht nach seinem Ausweis gefragt.«

»Sie haben nichts falsch gemacht«, erkläre ich ihr, wie ich es in meiner Ausbildung gelernt habe. »Und er auch nicht. Es ist nicht verboten, sich anonym ein Hotelzimmer zu nehmen. Das Bedürfnis nach Privatsphäre ist kein Verbrechen.« Wenn Peter und ich in Urlaub fahren, macht er sich gern einen Spaß daraus, uns unter verrückten Namen im Motel 6 einzutragen. Mr und Mrs Däumling. Rapunzel und Vizekanzler Charming. Mein lieber Peter ist immer noch ein kleiner Junge.

»Kommt drauf an, weswegen er auf seine Privatsphäre bedacht war«, bemerkt Jake, der immer noch neben der Leiche kniet. »Und bar? In so einem Hotel?«

»Was kostet bei Ihnen ein Zimmer?«, frage ich.

»Der Preis variiert je nach Nachfrage«, antwortet der Manager, »aber generell kann man sagen ab vierhundert Dollar aufwärts. Es kommt selten vor, dass Gäste bar bezahlen, und Emma hat es nach Feierabend mir gegenüber erwähnt. Er hat vier Hundertdollarscheine hingeblättert.«

»Wie lange wollte er bleiben?«

»Nur eine Nacht.«

»Wer hat ihn gefunden?«

»Rosa«, sagt der Manager und zeigt auf die Latina. »Eins unserer Zimmermädchen. Bei uns müssen die Gäste um elf Uhr auschecken. Sie hat um zwölf Uhr an die Tür geklopft, und als sich niemand gemeldet hat, hat sie aufgeschlossen.«

Jake macht ein Geräusch. Ich drehe mich zu ihm um.

»Hier ist noch etwas. Am oberen Rücken.« Er dehnt den Halsausschnitt des T-Shirts, sodass die Schulter des Mannes zu sehen ist.

Ich beuge mich hinunter und betrachte die Stelle mit zusammengekniffenen Augen. Ich sehe nichts. Gott, ist der Typ behaart. Eigentlich stehe ich ja auf behaarte Männer, aber das ist grotesk. Unter dem Pelz ist die Haut rot und weiß gefleckt.

»Winzig, aber da«, sagt Jake. »Eine Einstichstelle. Wie von einer Subkutanspritze. Sehen Sie? Das winzige Loch mit dem geschwellenen Rand?«

Ich sehe genauer hin und zucke die Achseln. »Wenn Sie das sagen.«

»Das tue ich. Aber ich muss die Stelle im Labor noch genauer untersuchen. Wir werden auf jeden Fall eine Autopsie durchführen.«

»Was bedeutet das?«, fragt der Manager vom Korridor aus. Er hat diesen Blick, den Leute aufsetzen, wenn sie besorgt wirken wollen, in Wirklichkeit aber bloß sensationslüstern sind. Wir ignorieren ihn beide.

»Haben wir es hier mit einem Fall von unnatürlicher Todesursache zu tun, Jake?«, frage ich.

Der Manager, unfähig, seine Aufregung zu verbergen, stößt ein leises »Oh« aus. Die Neuigkeit wird im Hotel die Runde machen, sobald wir aus der Tür sind.

»Nicht unbedingt.« Jake reibt sich den halb kahlen Schädel mit seiner behandschuhten Hand. »Aber ich will den hier lieber nicht so ohne Weiteres absegnen.« Er nimmt sein Handy und wählt eine Nummer.

Ich bin ratlos. Ich gehe zu Mollie, die wie ich auch neu dabei ist. »Ich schätze, als Erstes sollten wir die Angehörigen benachrichtigen.« Jake nickt mir zu, während er darauf wartet, dass sich am anderen Ende jemand meldet. »Wer auch

immer er ist – er scheint jedenfalls verheiratet zu sein.« Ich zeige auf den Ehering an der Hand des Toten. »Jemand wird die Leiche identifizieren müssen.«

Mollie scheint nicht gerade glücklich zu sein.

»Kümmern Sie sich darum. Fahren Sie zu seiner Adresse in Palo Alto. Vielleicht ist ja jemand zu Hause.«

Mollie macht sich mit Henry auf den Weg, und ich schließe die Zimmertür. Jake spricht immer noch in sein Handy. Der Fotograf schießt weitere Aufnahmen, selbst von Stellen, die mir unverdächtig erscheinen, wie zum Beispiel das professionell gemachte Bett.

»Ich weiß nicht«, sagt Jake und legt eine Hand über die Sprechmuschel. »Aber die Sache gefällt mir nicht.«

Mir auch nicht.

Sehnsüchtig denke ich an Peter, der zu Hause mit einem Topf vegetarischem Chili auf mich wartet, nehme Notizblock und Stift aus der Tasche und sage: »Okay, machen wir uns an die Arbeit.«

Kapitel 2

San Francisco Chronicle

Prominenter Stanford-Arzt tot im Hotel Westin in Palo Alto aufgefunden

12. Mai 2013

Palo Alto – Dr. John Taylor, renommierter Schönheitschirurg und Leiter des Taylor Instituts für plastische Chirurgie, ist vermutlich am Freitagabend, dem 10. Mai 2013, im Hotel Westin am El Camino Real in Palo Alto einem Herzinfarkt erlegen.

Seine Kollegen zeigten sich schockiert angesichts des Ablebens von Dr. Taylor, der sich darauf spezialisiert hatte, Kinder mit angeborenen oder durch Verletzungen hervorgerufenen Gesichtsmisbildungen zu operieren. »John Taylor wird uns sehr fehlen, sowohl als Mensch wie auch als Kollege, der auf dem Gebiet der plastischen Chirurgie große Fortschritte erzielt hat«, sagte Dr. Mark Epstein, einer seiner Partner am Taylor Institute.

Dr. Taylor hinterlässt seine Frau Deborah Taylor (55), mit der er seit vierunddreißig Jahren verheiratet war, und drei Kinder: Charles (32), Evan (31) und Cynthia (27).

Laut vorläufigem Befund erlag Dr. Taylor offenbar einem Herzinfarkt.

Kapitel 3

MJ

Ich bin noch nie gern in die Messe gegangen. Diese Monotonie. Diese mit Pomp und Ehrfurcht vorgetragenen leeren Worte. Jeder Versuch, die Bedeutung der Worte zu ergründen, ist zwecklos. Schlüpfrige Worte von schlüpfrigen Menschen. Ich habe nichts mehr übrig für Priester, seit unser Gemeindepfarrer einen Großteil der Messdiener vergewaltigt hat, einschließlich meines kleinen Bruders Thomas, der heute ein trauriger, verstörter Mann ist. Das traditionelle jährliche Messdienerpicknick ist damals in den Achtzigerjahren in eine Sexorgie ausgeartet, die eine ganze Generation junger Männer in Gatlinburg, Tennessee, verdorben hat. *Das prächtige Tor zu den Great Smoky Mountains*, dass ich nicht lache. Alles Augenwischerei. Eine spirituelle Ödnis – das war Gatlinburg.

Ich stehe in der Kirche und sehe mich nach einem Sitzplatz um. Für John. Johns Totenmesse. Ich war seit Jahren in keiner Kirche, schon gar nicht in einer katholischen. Die hinteren Bänke sind bereits alle besetzt. An dieses Phänomen erinnere ich mich sehr gut, dass Katholiken immer die größtmögliche Distanz zu ihren zweifelhaften Priestern suchen.

Ich bin gezwungen, weiter nach vorne zu gehen, um einen Platz zu finden, in den ich mich quetschen kann.

Ich befinde mich in einem seltsamen Zustand. Seit ich vor zwei Tagen in der Zeitung von Johns Tod gelesen habe, bin ich in einer Art Trance durchs Haus gelaufen, abwechselnd geschüttelt von Weinkrämpfen, Wutausbrüchen und Panikattacken. Ich habe ein paar Freunde angerufen, mir ihre fassungslosen und aufgebrachten Kommentare angehört, aber nichts konnte die Gefühlsstarre durchbrechen, die all diesen Ausbrüchen zugrunde liegt. Ich habe es meinen beiden Söhnen erzählt, die es sich, obwohl sie erwachsen sind, nicht verkneifen konnten, mir unter die Nase zu reiben, sie hätten es mir ja gleich gesagt. Mein Bruder Thomas nahm die Nachricht schweigend entgegen. Johns Tod hat einige von Thomas' hochfliegenden finanziellen Projekten zunichtegemacht. Aber alle reden mir gut zu, ich soll den Schock und den Schmerz überwinden und praktisch denken. Ich soll *handeln*.

Vor allem drängen mich meine Freunde, mir einen Anwalt zu nehmen. Gestern Abend habe ich mir sogar bei Yelp die Bewertungen einiger Scheidungsanwälte angesehen. Solche Anwälte müssten sich eigentlich auch mit Eigentumsrecht auskennen. Ich weiß nicht, an wen ich mich sonst wenden könnte. Aber wahrscheinlich kann mir für meine spezielle Situation sowieso niemand eine Rechtsauskunft geben.

Denn, was tut man, wenn der Ehemann nicht nur plötzlich tot aufgefunden wird, sondern sich auch noch herausstellt, dass er bereits verheiratet ist?

Laut *Mercury News* war er fast fünfunddreißig Jahre lang mit einer gewissen Deborah verheiratet. *Seine liebende Ehefrau*. Und ich?

Wir waren (so glaubte ich) seit sechs Jahren glücklich verheiratet. Unser Haus ist auf meinen Namen eingetragen, und in Johns Testament – sicher aufbewahrt in unserem Bankschließfach – ist festgelegt, dass sein Anteil nach seinem Tod in meinen Besitz übergeht. Aber was, wenn es ein weiteres Testament gibt? Was ist mein rechtlicher Status? Diese Deborah ist mindestens siebenundzwanzig Jahre vor mir in Johns Leben getreten. Und in Kalifornien gilt die Gütergemeinschaft. Muss ich die Bank, bei der wir die Hypothek aufgenommen haben, über Johns Tod unterrichten? Hat Johns *wirkliche* Ehefrau eine Handhabe, das Haus zu beanspruchen? Immerhin hat John einen Großteil des Eigenkapitals beigesteuert, und der Wert des Hauses ist inzwischen beträchtlich gestiegen. Und selbst wenn sie keine Ansprüche stellt, kann ich die Hypothek von meinem Gehalt allein bedienen? Wie mein Vater zu sagen pflegte: *Der Stuhl, auf dem ich sitze, ist so heiß, dass mir die Zähne qualmen.*

Man möge mir verzeihen, wenn all das in Anbetracht des Todes eines Mannes, den ich sechs Jahre lang für meinen Ehemann gehalten habe, kalt und berechnend klingt.

Auf dem Weg den Mittelgang hoch nähere ich mich gefährlich den ersten Reihen, wo Johns Ehefrau mit Sicherheit sitzt. Seine *rechtmäßige Ehefrau*. Ich kann nichts dagegen tun, so sehe ich die Situation. Sie rechtmäßig, ich unrechtmäßig. Mein Leben ist ein Schwindel.

Mein Therapeut sagt, dass ich mir das selbst zuzuschreiben habe, dass ich mich ständig in Situationen begeben, in denen ich unweigerlich zur Außenseiterin werde, dass ich ständig Szenarien kreierte, in denen ich eine Randfigur bleibe. Als ich heiratete, dachte ich tatsächlich, ich hätte diese ungesunde

Tendenz überwunden. Endlich war ich angekommen, endlich hatte ich einen Ort gefunden, wo ich hingehörte, endlich hatte ich einen Freundeskreis, der nicht mich, sondern andere ausschloss. Was für ein Witz. Jetzt weiß ich nicht mal mehr, ob mir das Bett gehört, in dem ich schlafe.

Schließlich finde ich einen Platz, allerdings in unangenehmer Nähe zu den Leuten, bei denen es sich offensichtlich um nahe Verwandte und enge Freunde der Familie handelt. Ich setze mich und beobachte eine große, souveräne Frau, von der ich annehme, dass sie die Deborah aus dem Zeitungsartikel ist. Ruhig begrüßt sie die Trauergäste und nimmt ihre Beileidsbekundungen mit beneidenswerter Selbstsicherheit entgegen. Was für eine Haltung! Diese Frau darf man auf keinen Fall unterschätzen. Selbst wenn sie nicht die Witwe wäre, würde sie die Trauergesellschaft dominieren.

Insgeheim hatte ich vage gehofft, dass es sich womöglich um einen Irrtum handelt. Vielleicht war John ja einmal mit dieser Frau verheiratet, aber längst von ihr geschieden gewesen, und jetzt, nach seinem Tod, versucht sie, irgendein krummes Ding zu drehen. Aber als ich ihre gestrafften Schultern, ihr tadellos frisiertes, silbergraues Haar – es glänzt, als wäre es lackiert, jede Strähne sitzt perfekt –, ihre kühle Gelassenheit und ihre sündhaft teuren Kleider sehe, packt mich die Verzweiflung. Das ist keine Frau, die sich abservieren lassen würde, und erst recht keine, die es nötig hätte, einen solch albernen Schwindel zu inszenieren. Diese Frau lässt sich nichts nehmen, weder den Ehemann noch die Macht. Man sieht es an der Art, wie sie jeden Priester persönlich begrüßt (es sind vier!), daran, wie begierig die Trauergäste sind, ihr die Hand zu schütteln oder sie kurz zu umarmen (es sind

flüchtige Umarmungen, kein Verweilen, keine Innigkeit). Vor allem Frauen nähern sich ihr. So eine ist sie also. Eine, der auch Frauen eher die Hand schütteln.

Sie steht vor dem Sarg, auf eine Weise elegant und beherrscht, wie ich es nie sein werde. Ich senke den Blick und betrachte meinen goldfarbenen Rock, das teuerste und farbenfroheste Kleidungsstück, das ich besitze – John hat ihn geliebt –, und möchte am liebsten im Erdboden versinken. Ich hebe mich in einem Meer aus Schwarz ab wie ein Kanarienvogel in einer dunklen Höhle. Ich fühle mich wie ein gefangener Kanarienvogel, kurz davor zu ersticken. *Sie* würde sich niemals unpassend kleiden. Eher würde sie mit ihrem Stil den Standard für die anderen setzen. Ich denke an den Parkplatz voller Nobelschlitten – Mercedes, Lexus, BMW –, und meine Verzweiflung wächst. Sie könnte mich zerquetschen wie ein Insekt.

Aber beneide ich sie? Eigentlich nicht. Mir sind die herzlichen Umarmungen meiner Freunde lieber als das förmliche Händeschütteln selbst von Leuten, die sie offensichtlich gut kennen. Und irgendwie kann ich nicht glauben, dass John sie lieber hatte als mich. So viel Selbstvertrauen habe ich immerhin. Schließlich hat er mich *nach* ihr geheiratet. Was mir einen gewissen Vorrang einräumt und mich auf seltsame Weise befriedigt.

Ich gebe zu, dass es mich beeindruckt, wie es ihr gelungen ist, innerhalb von nur zwei Tagen alles perfekt zu organisieren. Die beeindruckenden Nachrufe in *Mercury News*, *Chronicle* und *Daily News*. Die Blumenberge auf den Stufen der Kirche und entlang des Mittelgangs. Die Musiker – der Organist, ein Cellist, ein Querflötenspieler und eine Sängerin

mit einer herzerweichend schönen Altstimme. Alles ist überaus geschmackvoll arrangiert.

Ich überlege, wie erbärmlich die Trauerfeier ausgefallen wäre, hätte man mir ihre Organisation überlassen. Wir – John und ich – gehörten nicht einmal einer Kirche an. Was macht man in so einem Fall? Eine Kirche mieten? Ich hätte unsere wenigen Freunde (*meine* Freunde, wie mir jetzt bewusst wird – John hat mich nie den seinen vorgestellt) in unseren Garten eingeladen und Tee und Sandwiches serviert. Unser Garten! John hat ihn so sehr geliebt! Er hätte gegen all die Schnittblumen hier protestiert, schnöde gekappt in ihrer vollen Blütenpracht. Er liebte alles, was wuchs, was in der Erde wurzelte. Er war ein geborener Heiler.

Er stand immer schon um fünf Uhr auf, um in der fahlen Dämmerung den Garten zu wässern, dann fuhr er in die Klinik, wo er duschte und frühstückte, bevor er seine Visite machte. Aber nein, ich muss mich bremsen, wenn mir solche Gedanken kommen. All das hat er mir erzählt. *Er hat es mir erzählt*. Jetzt weiß ich, dass ich nichts, was er mir erzählt hat, für bare Münze nehmen kann. Bei dieser Erkenntnis sinke ich gegen die harte Rückenlehne der Kirchenbank, während alle anderen sich erheben. Die Priester stehen vor dem Altar, und die Messe beginnt. Mühsam schaffe ich es, auf die Füße zu kommen. Wie beruhigend diese harte, kühle Kirchenbank sich anfühlt. Nichts anderes ist mehr sicher, nichts anderes mehr stabil.

Während ich mich bemühe, meine Fassung wiederzugewinnen, merke ich, wie die Frau, die ich für Deborah halte, sich nach mir umdreht. Ich versuche, ihren Gesichtsausdruck zu lesen. Feindlich, denke ich. *Wer bist du? Ein Eindringling,*

ein ungebetener Gast, eine Hochstaplerin. Als ich mich ab- wende, fällt mein Blick direkt auf den Sarg, den anzuschau- en ich bisher vermieden habe. Schwer zu glauben, dass John darin liegt, leblos und steif. Am Donnerstagmorgen ist er wie immer ins Schlafzimmer gekommen, um sich mit einem Kuss von mir zu verabschieden. Er roch nach feuchter Erde. Seine Hände waren kühl, als er sie auf meine Schultern legte und mich sanft schüttelte. Es widerstrebte ihm, mich zu so früher Stunde zu wecken, aber ich habe immer darauf bestanden. Ich wollte seine Lippen an meinen spüren, sein Gewicht auf meiner Brust, wenn er sich über mich beugte, bevor ich ihn für einen ganzen Tag lang gehen lassen konnte. Ich musste mich immer und immer wieder vergewissern, dass er *wirklich* war, so glücklich war ich jeden Tag in den sieben Jahren, die wir zusammen waren.

Praktisch denken? Wem versuche ich etwas vorzumachen? Ich bekomme fast keine Luft vor Trauer und Wut.

In unserem gemeinsamen Testament haben wir festgelegt, dass wir nach unserem Tod verbrannt werden wollen. Mit Deborah hatte er offenbar andere Vereinbarungen. Oder sie hat sich einfach über seine Wünsche hinweggesetzt. Johns Körper wird der Erde unversehrt übergeben. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Die Vorstellung, verbrannt zu werden, hatte so etwas *Endgültiges* und Sicheres. *Wenn ich ihn nicht haben kann, kann auch keine andere ihn haben.* Verrückte Gedanken – eifersüchtig zu sein auf die Erde, die ihn so ganz und gar umfassen kann, wenn es mir nicht mehr vergönnt ist.

Er hat nie geahnt, wie eifersüchtig ich war, wie aufmerk- sam ich ihn, wenn wir unter Leuten waren, immer beobach-

tet habe, ob er nach anderen Frauen schaute, womöglich sogar begehrlich. Aber er hat mir nie den geringsten Grund zur Sorge gegeben. Seltsam, nicht wahr?

Die Messe beginnt. Wir knien nieder, stehen auf, setzen uns wieder. Ich hatte dieses Hoch und Nieder völlig vergessen. Ich bin eingekeilt zwischen einem jungen Mann in einem eleganten grauen Anzug und einer runzligen alten Dame, die, nach dem zu urteilen, wie sie eben Hof gehalten hat, eine wichtige Person zu sein scheint. Vielleicht eine Verwandte? Womöglich sogar Johns Mutter? Er hat mir erzählt, seine Eltern seien beide tot, aber mir wird bewusst, dass ich mich auch hier in Treibsand bewege, dass ich keiner Aussage trauen kann, die John mir gegenüber jemals gemacht hat.

Der junge Mann (na ja, zumindest ist er jünger als ich) zu meiner Rechten trägt einen Anzug aus Seide, wie ich annehme, denn der Stoff fühlt sich ungemein weich an, als ich ihn zufällig mit dem Arm streife. Schmalere Schnurrbart. Die Leute haben ihn mit Mark oder mit Dr. Epstein angeredet, während die alte Dame von allen nur Georgette genannt wurde. Ich schätze sie auf Ende achtzig, vielleicht noch älter. Vor der Messe haben sie sich alle leise und höflich unterhalten. Nicht mit mir, aber über mich hinweg und um mich herum. Ich bin die Außenseiterin. Was sonst?

Und die Kinder! Sie sitzen in der ersten Kirchenbank, links vom Mittelgang. Die junge Frau sieht John unglaublich ähnlich – unmöglich, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen. Sie ist sichtlich erschüttert, weint lautlos vor sich hin. Einer ihrer Brüder hat Deborahs kantige Züge, aber – wie ich feststelle, als wir uns wieder erheben – nicht ihre Größe. Er ist locker fünfzehn Zentimeter kleiner als sein Bruder

und einige Zentimeter kleiner als seine Schwester. Auch er wirkt ziemlich verloren, und ich empfinde Mitgefühl für ihn, den Kleinsten in einer Familie aus groß gewachsenen, gut aussehenden Menschen. Er muss den Arm hochheben, um ihn seiner Schwester um die Schultern zu legen. Der andere Sohn steht etwas abseits. Er ist groß, über eins achtzig, und er ähnelt weder Deborah noch John. Er wirkt nicht besonders traurig, dafür umso zorniger.

Wie war das noch mit den vier Trauerphasen – müsste ich die nicht durchlaufen? Verleugnung, Wut, Ernüchterung und schließlich Akzeptanz? Wütend bin ich auf jeden Fall, und die ganze Wucht von Johns Tod ist immer noch nicht bei mir angekommen. Meine Gefühle, so intensiv sie auch sein mögen, sind vermutlich nichts gegen das, was ich empfinden werde, wenn ich erst in der Lage bin, das alles vollkommen zu begreifen.

Ich stelle jedoch fest, dass ich kühl kalkulieren kann – trotz meines bevorstehenden Zusammenbruchs (etwas Besseres fällt mir nicht ein, um zu beschreiben, was mit mir passiert). Ich beobachte mich selbst mit beinahe klinischer Präzision, während ich gleichzeitig überlege, wie ich in dieser Situation gegenüber der bemerkenswerten Deborah die Oberhand gewinnen kann. Denn ich finde durchaus, dass wir beide uns in einer *Situation* befinden. Es hat etwas Tröstliches, mir immer wieder zu sagen, dass ich die Einzige bin, die das begreift. Deborah weiß nichts von mir. Vielleicht kann mir mein Außenseiterdasein ausnahmsweise einmal zum Vorteil gereichen.

Genau in dem Augenblick, während ich mich mit diesen Gedanken zu beruhigen versuche, passiert es. Die Messe en-

det, der Oberpriester entlässt uns in Frieden, der Organist untermalt musikalisch den Auszug aus der Kirche. Ich sehe (in Zeitlupe), wie Deborah sich von ihren Kindern löst und aus der Bank in den Mittelgang schiebt. Während die Priester sich hinter dem Sarg aufstellen, überquert sie den Mittelgang und kommt auf meine Bank zu. Sie scheint mich anzusehen. Ich bekomme feuchte Hände. Ich rede mir ein, dass sie wahrscheinlich etwas Wichtiges mit Georgette zu besprechen hat, oder dass Dr. Epstein aus irgendeinem Grund gebraucht wird. Ich schaue geradeaus und singe lautlos den Text des Kirchenlieds mit, an den ich mich vage aus meiner Kindheit erinnere. *Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen deine Stärke.* Wie von sehr weit her höre ich meinen Namen. »Hallo, MJ.« Ich bin wie versteinert. *Vor dir neigt die Erde sich.* »Ich freue mich sehr, dass Sie kommen konnten.« Es ist Deborah. Sie wartet ab, aber ich weigere mich immer noch, sie anzusehen. *Und bewundern deine Werke.* Die Leute um uns herum nehmen Notiz von uns, wundern sich zweifellos über meine Unhöflichkeit. *Wie du warst vor aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit.* Ich glaube nicht, dass ich es mir einbilde, wie sie meinen Namen betont, als sie ihn wiederholt. *Ich weiß, wer Sie sind* – ich höre die Worte so klar und deutlich, als hätte sie sie laut ausgesprochen. »MJ. Kommen Sie nach der Beerdigung zum Empfang in unserem Haus.« Das ist keine Frage. Sie dreht sich um und folgt den Priestern und dem mit Blumen beladenen Sarg den Gang hinunter, ihre Kinder schließen sich an. Die Tochter wendet mir im Vorbeigehen das tränennasse Gesicht zu. Ich weiche ihrem Blick aus. Der Himmel weiß, was sie und die anderen gerade denken.

Kapitel 4

Helen

Ich bin um vier Uhr aufgestanden, um den ersten Flug von Los Angeles nach San Francisco zu nehmen. Jetzt ist es halb zehn, und ich bin endlich auf dem Campus der Stanford Uni angekommen. Ich war natürlich schon einmal hier, allerdings unter wesentlich angenehmeren Umständen. Es kommt nicht alle Tage vor, dass man an der Beerdigung des eigenen Ehemannes teilnimmt, die seine andere Ehefrau organisiert hat. Oder besser gesagt, an der Beerdigung des Mannes, den man seit sechs Monaten für den eigenen Ehemann gehalten hat. Wer war John Taylor? Ich habe keine Ahnung.

In Johns Todesanzeige stand nichts von einer Totenwache, nur Datum und Uhrzeit der Totenmesse: Dienstag, 14. Mai 2013, 10:00 Uhr in der Memorial Church in Stanford. Wie bei einem erfolgreichen Fachmann und wichtigen Mitglied seiner Gemeinde nicht anders zu erwarten ist die Trauergesellschaft beeindruckend. Eine Menschenmenge hat sich vor der Kirche versammelt, die Atmosphäre ist geradezu festlich. Leute schütteln sich die Hände, umarmen sich, plaudern. Wenn nicht alle in Schwarz gekleidet wären, könnte man meinen, hier würde eine Hochzeit oder eine Taufe gefeiert.



Alice LaPlante

Ich darf nicht vergessen

Psychothriller

eBook

ISBN: 978-3-641-10087-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2013

Ihre Freundin wurde ermordet, und sie kann sich an nichts erinnern. Wem kann sie trauen, wenn sie nicht einmal weiß, wer sie selbst ist?

Amanda O'Toole ist ermordet worden. Von ihrer rechten Hand wurden vier Finger fein säuberlich abgetrennt. Für ihre beste Freundin, die Chirurgin Jennifer White, wäre diese Art von Operation ein Kinderspiel. Aber Jennifer leidet an Demenz und weiß nicht mehr, was in der Nacht passierte, als Amanda starb. Immer öfter fehlen Jennifer die Erinnerungen, und immer öfter kann sie nicht einmal mehr sagen, wer sie selbst ist oder wem sie vertrauen kann. Sie will nicht vergessen, aber sollte sie es vielleicht besser?